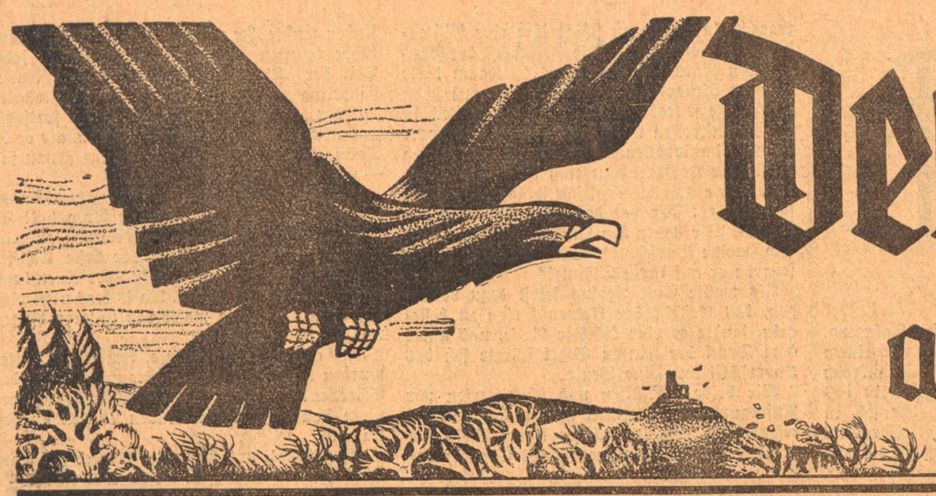
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

31 (5.8.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 31 / Jahrgang 1934 — Wochenbeilage des „Führer" — Sonntag, 5. August 1934

Getreide und Distel / Parabel von Friedrich Franz Goldau

Der Weizen, der Roggen, der Hafer, die Gerste und der Mais streckten ihre Frühlingsnäschen aus der Erde, hängten sich die Edelsteine der Tautröpfchen in die Ohren und spiegelten sich in der jungen Sonne.

„Ha," lachte höhnisch die junge Distel in ihrer Nähe, „ihr schaut ja allesamt drein, als wäret ihr lauter Prinzen und Königstöchter, aber ihr werdet bald sehen, ihr seid geboren worden, um schwere Lasten zu tragen. Schaffen müßt ihr, daß ihr gelb werdet und fahl. Und dann kommt der Schnitter und sichelt euch ab!"

„Was du nicht sagst," antworteten die sprießenden Halme. „Unsere Väter und Mütter sagten, wir seien berufen, viel Segen zu bringen. Wir möchten das auch."

„Segen? Ha! höhnte die Distel. „Man wird euch töten und euch mit Keulen die Köpfe zerschlagen. Segen, haha!"

Im Glanze des Lichtes und der köstlichen Speise des fruchtbaren Bodens trieben die Saaten zu Halmen empor. Sie wuchsen über die Distel hinaus, die sich am Boden breit machte und wieder höhnte: „Tut nicht so stolz. Ihr seid doch nur Stroh!" Aber da sagte der Roggen: „Mir scheint es, du bist sehr boshaft und garstig. Du willst uns die Nahrung nehmen und versuchst uns mit deinen Stacheln zu stechen. Wir sind nicht stolz, sondern wir freuen uns der Sonne und der Gewißheit, daß wir berufen sind, Gutes zu tun. Wir tun unsere Pflicht und wollen Frucht bringen. Darum dürfen wir aufrecht stehen. Bitte, verschone uns mit deinen lästigen Reden und bescheide dich mit weniger Nahrung, wenn du nicht dienen willst."

„Wir sind nicht stolz," sagten auch die anderen Halme, und sie blühten und hoben mit ihren Wurzeln die Nahrung aus dem Boden. So trugen sie vielfältige Frucht.

Nun kam der Herbst. Schwer waren die Aehren der Halme, und der Roggen sagte: „Liebe Brüder und Schwestern, ist es euch auch, als müßte es herrlich sein, nach getaner Arbeit zur Ruhe zu gehen? Mir ist es so, liebe Schwestern und Brüder."

„Uns ist es auch so," bejahten die anderen. „Es muß eine Freude sein, die Frucht zu bringen und dann zu ruhen von seinen Werken."

Da kam der Bauer auf's Feld gegangen, und da er sich freute der reichen Frucht, waren die Halme sehr glücklich. Sie neigten ihre Häupter dem Bauern entgegen und sprachen im Chor: „Bauer, nimm unsere Frucht. Wir haben getan, was wir konnten und nun sind wir müde." Da schnitt der Bauer die Halme, und auch die Distel wurde geerntet.

Als die Garben zur Scheuer gefahren wurden, blieb die Distel auf dem Felde liegen. Der Bauer trat an sie heran und redete also: „Du bist ein unnützes Geschöpf auf meinem Acker. Du nimmst, aber du gibst nicht. Und faßt man dich an, dann stichst du, du garstiges Wesen. Ich werde dich mit Feuer vernichten. Aber den Kindern des Getreides werde ich den Boden bereiten, damit sie im neuen Lenz zum Leben erwachen. Dein Geschlecht soll in meinem Reiche ausgetilgt werden, aber das Geschlecht des Getreides soll wachsen und blühen bis an das Ende der Zeiten."

Und er zertrat die Distel und verbrannte sie mit Feuer. Ihre Wurzeln grub er aus dem Boden aus und vernichtete sie. Die Körner des Getreides aber wurden den Menschen Speise. Und der Mensch segnete sie und bat Gott, daß er sie mehren möge bis an die Grenzen der Erde!

A. Hosse: Ernte

Ernte / Von Robert Gehrke

Schon in aller Herrgottsfrühe dengelten wir die Sensen.

Die Hähne krähten tagesfroh. Der Himmel war klar wie Glas. Gesegnete Stunde.

Das Horn mit dem Wetzstein umgeschnallt, die Sensen geschultert, so zogen wir hinaus. Munter hallten unsere Schritte, und unsere Augen leuchteten hell wie der Morgen.

Gesegnete Stunde!

Bald standen wir am Feldrain. Diese Reife!

Wir taten die ersten Striche — die Halme neigten sich. Immer mehr holten wir aus — die Halme fielen . . .

Hintereinander nahmen wir die Richtung. Unsere Sensen zischten durch das sanft wogende Getreide — tödlich getroffen sanken die Halme dahin . . . Schon nächstes Jahr wird aus den Körnern ihrer Aehren wieder neues Leben sprießen!

*

In selbstherrlicher Pracht stieg die Sonne höher und höher. Verkünderin der Fruchtbarkeit. Aufs neue wetzten wir unsere Sensen — und legten wieder los. Windesstille . . . Windesstille . . . Wir redeten nicht. Wir arbeiteten. In uns war der Frieden der Landschaft. Die Sonnenglut nahm zu, verbrannte unsere Haut, Schweiß beizte Stirn und Augen. Die Trinkflasche ging von Mund zu Mund. Die Sonne stand hoch im Mittag. Im nahen Straßengraben hielten wir Rast. Ein Milchkarren von der Stadt herkommend, klapperte vorüber. Gruß und Glückauf!

Weit draußen, oben auf der Anhöhe, weideten Schafe — in ihrer Mitte der alte Undrock. Die hagere Hirtengestalt, auf einen Stock gestützt, wuchs förmlich in den Himmel. Die Lerchen schwiegen. Höchste Stunde!

Nachmittags kamen die Mägde, sie rafften das Getreide, bündelten es und stellten die Garben auf . . .

Der Himmel mag uns gnädig sein!

Wir konnten bereits an die Einfahrt denken. Mit zwei Wagen fuhren wir hinaus . . . Unsere langen Gabeln stachen in die spröden Garben, wir reichten sie hinauf, von den Mädchen wurden sie verstaut. Nun flog Zuruf und Scherz. Es war eine Lust! Bald rollte Wagen hinter Wagen straßenlängs. Die kostbare Fracht schwankte. Obenauf die lachenden Mägde in weißen Kopftüchern. Freudiges Pferdegetrappel. Sieghaftes Peitschenknallen! Voraus der Hofhund Max mit munterem Gebell.

Weit sind die Tore der Scheune geöffnet.

Hallo! Wir biegen ein.

Ernte!

Aus dem Inhalt:

Hans Diedrichsen: Das Teufelsschiff
Erich Tüllner: Der feurige Wald
Sven Hedin: Die Todeskarawane
Hermann Eris Busse: Zwei Schmuggler-Geschichten
Ernst Wolfgang Falk: Ein Badedirektor und ein Staatsstreich
Franz Hirtler: Jörg Wickram
Paul Broszio: Der deutsche Wa-hafen.

Das Teufelsschiff

Von Hans Diedrichsen

In dem alten Logbuch meines Urgroßvaters, das er von frühester Jugend an führte, finde ich unter anderem folgende interessante Aufzeichnung, die ich nachstehend wiedergebe:

Ich habe das Teufelsschiff gesehen, mit eigenen Augen gesehen. Hätte mir jemand davon erzählt, ich hätte es nicht geglaubt, daß es so etwas gibt. Ein Schiff, das gegen den Wind fahren kann, ohne Ruder oder Segel, von Feuer, Rauch im Leibe getrieben auf hoher See die unmöglichsten Mouvements ausführen kann.

Doch vorher muß ich berichten, wie ich zu dem Plaisier, das Schiff zu sehen, gelangt bin. Es waren wahrlich ungewöhnliche Umstände, die da mitspielten. Im Jahre 1807 als infolge der Kontinentalsperre alle Schiffahrt daniederlag, war ich mit Peter Paulsen von Finkenwerder aus, als Deckshand an Bord eines Fischerbootes gegangen. Wenn die Fischerei damals auch nicht recht lohnend war, so brachte ein Nebenbetrieb derselben desto mehr ein. Der Schmuggel mit Waren vom Festland nach England, wobei die englischen Fischereifahrzeuge die Ware auf hoher See übernahmen.

Für junge wagemutige Burschen, die wir damals waren, war die Sache neben dem sehr reichlichen Gewinnanteil, eine sehr interessante Beschäftigung, und die Gefahr, die damit verbunden war, einmal von einem der vielen französischen Wachtboote geschnappt zu werden, achteten wir nicht hoch, — da es bisher immer gut gegangen war.

Als dann später die englische Flotte die französischen Häfen blockierte und vor diesen anlerte, wie gewaltige Hummern mit aufgeklappten Scheren, trieb sich eine Anzahl von französischen Korsaren im Rücken der englischen Flotte herum, um hier ihr sauberes Handwerk zu treiben. Hierbei hatten sie es in der Hauptsache auf kleinere Fahrzeuge abgesehen, aber einige verwegene Burschen von Filibusterkapitänen scheuten sich auch nicht, bewaffneten englischen Kaperschiffen entgegenzutreten.

Endlich sollte auch unsere Stunde geschlagen haben. Wir waren bei unseren Schmuggelfahrten immer dreister geworden und liefen eines Tages einem französischen Kaper direkt in die Arme. Unser Bootsführer, ein hartgesottener Knasterbart, hatte im Nebel, der an diesem Tage den englischen Kanal wie ein schweres Leichentuch einhüllte, die stattliche Schonerbrigg zu spät in Sicht bekommen. Ein Kanonenschuß, dessen Kugel dicht vor unserem Bug ins Wasser schlug, machte jeden Fluchtversuch illusorisch. Wir mußten längsseit kommen, und da der Bootsführer zu seinem Unglück gegen die Franzosen Flüche ausstieß, die geeignet waren, die heilige Jungfrau selbst in Ohnmacht zu stürzen, erhielt er von einem phänomenal häßlichen Kerl, mit dem schweren Entersäbel einen so gewaltigen Hieb über den Schädel, daß er ihn mundtot machte. Mit ausgebreiteten Armen fiel er über Bord und war unseren Augen entschwunden.

Dieser alte Kerl, finster, streng und starr wie eine Handspake, war der Kaperkapitän. Er musterte uns beide, Peter Paulsen und mich mit dem einen Auge, das er nur noch besaß, dann fragte er uns in schauderhaftem englisch, ob wir es vorzögen in die Schiffsgemeinschaft einzutreten, oder — mit einer 20pfündigen Kugel an den Beinen über Bord zu jumpen. Höhnisch meinte er, wir könnten, wenn wir Glück hätten, England vielleicht schwimmend erreichen. Es gab für uns kein langes Bedenken oder Ueberlegen, da uns der schnelle Tod, den unser Bootsführer soeben erlitten hatte, noch frisch in der Erinnerung stand.

Da man uns keine weiteren Beschränkungen auferlegte, konnten wir uns frei an Deck unter unseren Kameraden bewegen. Durch sie brachten wir in Erfahrung, daß das Schiff „Souriciere' (Mausefalle) hieß, und der Kapitän sich Renard nannte. Mit drei Kanonen auf jeder Seite und einer Drehbasse auf dem Vorderkastell war die „Souriciere" ein nicht zu verachtender Gegner, zumal die Mannschaft einer bunt zusammengewürfelten Räuberbande glich, die in einem Verzweiflungskampf ihr letztes hergeben würde.

Auch in den nächsten Tagen lag der Nebel schwer auf dem Kanal und der Nordsee, auf der wir kreuzten. Ein alter Matrose, der mich anscheinend in sein Herz geschlossen hatte, soweit es ein Korsarenherz zuläßt, erzählte mir gerade wie fromm Kapitän Renard sei, und daß er vor jedem Auslaufen aus seinem bretanischen Heimatshafen, eine Messe lesen lasse für den guten Ausgang des Unternehmens, da — ertönte plötzlich aus dem Mars der Ruf: „Schiff an Backbord voraus!" Der Kapitän enterte selbst ein Stück die Wanten hinauf und als er sich von der Richtigkeit der Meldung überzeugt hatte, rief er: „Täuscht mich der Nebel nicht, dann ist es ein kleines erbärmliches Fahrzeug, eine englische Brigg, die vielleicht mit einem bornjertem Insulaner an Bord, Frankreich einen Besuch abstatten will. O! Was ist das ein leichtsinniger Beefsteakfresser, der sich in das Fahrwasser der Souriciere wagt! Vorwärts Ihr Burschen! Alle Segel beigesetzt, die wir tragen können. Dann schickt ihm eine Visitenkarte herüber, damit er die Höflichkeit der französischen Nation kennen lernt!" Kaum hatte Kapitän Renard ausgesprochen, als auch schon die Brasse feuerte. Die Kugel riß ein Loch in den Nebelstreifen und verlor sich im Takelwerk der geheimnisvollen Brigg. Voll Erwartung blickte der Korsarenhäuptling durch das Fernrohr und als er die englische Flagge aufsteigen sah, rief er: „Er hat den Mut Farbe zu bekennen. Wir haben den Mut zu feuern! Gebts ihm, meine Burschen! An die Geschütze! Aber feuert nur auf kurze Distanz!"

Als wollte Gott Aeolus selbst dazu beitragen, das Geschick der kleinen Brigg zu besiegeln, sandte er eine kräftige Brise, und unter dem Druck der ganzen Segel stürzte sich das Kaperschiff auf seine Beute.

Wir beide, Paulsen und ich zitterten vor Aufregung. Wir konnten nahezu die Zeit berechnen, wo das unglückliche kleine Schiff sich gerade unter den Kanonen seines Gegners befinden mußte. Je näher wir kamen, desto deutlicher konnten wir seine Manöver und jeden Teil der Takelage erkennen. Der Piratenhäuptling war sprachlos über die Sorglosigkeit mit der das kleine Schiff seine Fahrt fortsetzte, und noch mehr wuchs sein Erstaunen, als er die Takelage des Fahrzeuges jetzt ganz genau sah, — und uns ging es ebenso.

„Habt ihr je so etwas gesehen, Jungs? Das sind doch keine Masten, die der Trog hat! Es scheinen Stangen zum Wäschetrocknen zu sein, und mit der Takelung ist der beste Schiffer nicht im Stande in drei Tagen über einen lumpigen Dorfteich zu segeln. Da is was nicht richtig, denn die Brigg macht vor unseren Augen mindestens 12 Knoten.!"

Uns allen ging es ebenso. Immer lebhafter wurden die Ausdrücke des Staunens, — ja des Schreckens vor dem Unnatürlichen. Die Kanoniere standen mit brennenden Lunten an den Kanonen.

„Es ist egal, und wenn der Teufel selbst auf dem Kasten regiert! Wir sind jetzt in Schußweite — — Feuer!"

Die Salve ließ die Souriciere bis in die Grundbalken erzittern, heftig legte sie sich auf die Seite. In tiefen Qualm gehüllt, dauerte es minutenlang, bis wieder freie Sicht war. Alle Augen suchten die Brigg. Die Stelle an der man sie bis vor kurzem gesehen hatte, war leer, — sie war verschwunden. „Donnerwetter! riefen die Kanoniere, „Alle Teufel, unsere Lage hat gesessen. Sie ist glatt abgesoffen!" „Was kräht ihr! Ruhig ihr Schweine!" heulte Renard mit hohler Stimme und zeigte auf einen Punkt der Backbordseite. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, dort schwamm das Fahrzeug mit gerefften Segeln und bewegte sich ohne Segel, oder sonstige Hilfsmittel mit zauberartiger Geschwindigkeit fort.

Die Matrosen brachen in ein lästerliches Fluchen und Schimpfen aus. „Feuer! Salve!" kommandierte Renard. Aber die Kanonen feuerten nur unregelmäßig und trafen nicht, da die Brigg schon weit aus der Schußweite heraus war. Der Pirat stand an der Reeling und starrte entgeistert in die Richtung, in der seine Beute mit immer zunehmender Geschwindigkeit verschwand.

„Kapitän," rief ihn sein Bootsmann an, „Kapitän, habt Ihr die Brigg gesehen?"

„Denkst Du ich bin blind, Du Narr!" rief Renard erbost zurück.

„Na hört, Kapitän, der Teufel soll mich persönlich kielholen, wenn das nicht dieselbe Brigg ist, die wir genau vor einem Jahre an der gleichen Stelle, in den Grund gebohrt haben."

„Aus dir — aus dir — spricht die Angst, der Wahnsinn," erwiderte mit bebender Stimme der Piratenhäuptling.

„Es war an einem Karfreitag, Kapitän! Ich weiß es so genau, wie, daß Ihr der Mannschaft jener Brigg nicht so viel Zeit gelassen habt ein Paternoster zu sprechen, — ehe Ihr sie — in die Hölle sandtet!" „Wenn dir dein Leben lieb ist, Bootsmann, dann — behalte deine Weisheit für dich" raunte ihm der andere erregt zu.

Dann entdeckte er mich, der in der nächsten Nähe stehend, jedes Wort der Unterhaltung mit angehört hatte.

„Was! Du junger Haifisch, willst den Lauscher spielen! rief er wutbebend, und hätte sich nicht der Bootsmann ihm entgegengeworfen, ich hätte das gleiche Schicksal erlitten, wie unser Bootsführer. „Keinen Mord heute, wenn Ihr jemals auf Gnade hofft!" sagte er, und so kam ich mit dem Leben davon.

Inzwischen war eine stockdunkle Nacht hereingebrochen und wir segelten mit gutem Wind weiter. Zum Schlafen kam niemand, denn wir unterhielten uns von dem Rencontre, das wir gehabt hatten. Plötzlich ertönte ein Schrei. Es war der Pirat, der ihn ausgestoßen hatte. Er deutete sprachlos auf die See. Fast Bord an Bord mit der Souriciere schwamm die unheimliche Brigg — in voller Fahrt mit gerefften Segeln. Ich sah es selbst — und Paulsen, mein Kamerad, kann es bezeugen — zwischen den beiden Masten erhob sich eine große Säule, die Rauch und feurige Funken ausspie. Ein einziger Mann war nur am Ruder, sonst war das Deck leer.

Wie wahnsinnig brüllte der Kapitän: „Und wenn es meine Seeligkeit kosten sollte! An die Geschütze — und Feuer!"

Kaum hatte er den Befehl erteilt, als das schreckliche Fahrzeug, als ob es ihn verständen hätte, aus der Dunkelheit heraus, jetzt aber auf der anderen Seite unseres Schiffes auftauchte. Es kam so nahe an der Souriciere vorbei, daß man das Geheul der Flammen in seinem Innern hören und durch die Luken eine brodelnde Hölle erblicken konnte, in der sich menschenähnliche Schatten bewegten.

Es war totenstill an Bord des Korsaren. Die ganze Mannschaft war auf die Knie gesunken und noch lange Zeit nachher stand der Piratenkapitän mit Hut und Rosenkranz in der Hand, verzweifelt in die Dunkelheit starrend an Deck.

Ein ganzes Jahr blieben wir Beide, Paulsen und ich der Heimat fern. Die ganze Zeit haben wir nicht erfahren, welche Bewandtnis es mit dem Teufelsschiff gehabt hat.

Eine Meldung der englischen Zeitung, zu der Zeit, besagte aber, daß das erste amerikanische Dampfschiff von Savannah kommend, nach einer Fahrzeit von 26 Tagen, den Kanal passiert habe und in Liverpool glücklich angekommen sei.

Der feurige Wald

Erzählung von Erich Tüllner

Als das Feuer in den Kreidefichten auskam, stürzte der Bauer Blei, der vom Ausbau her die grauen Rauchwolken aufmulmen sah, ins Dorf und schlug Alarm. Im Augenblick trugen die Kirchenglocken die Botschaft ins Land hinaus, und rundher verließen die Schnitter ihre Felder, um sich auf den Angern der Dörfer zu sammeln. Und bald brausten von allen Seiten Feuerspritzen heran, und Hilfsmannschaften setzten sich auf Leiterwagen, zu Pferd und zu Rad in Bewegung.

Nun aber zeigte es sich, daß zugleich auch aus dem Kutenwald helle Flammen schlugen und der Brand sich im Zuge des Windes von Wipfel zu Wipfel fortfraß. Die Männer standen wie dunkle, dampfende Teufel in der glühenden, funkensprühenden Hölle.

Der Schulze schickte nach Hilfe in die nächste Stadt, indessen die Männer im Briet des Brandes standen und neue Gräben aushoben.

So arbeiteten sie und alle, die dazukamen, ohne Unterbrechung, und doch griff der Brand mit riesigen Fängen weiter um sich, bis er in kilometerlanger Front schwarzqualmend und mit ohrenerschütterndem Lärm vor dem Winde herbrauste.

Im selben Abschnitt arbeiteten Heinrich, der Schulze, und Justus, der Großbauer des Dorfes. Sie hatten ehrlich geschafft und keinen gedungen, ihnen die Last abzunehmen. Denn sie wußten, daß es um ihrer aller Gut und Leben ging, und reihten sich ein, wie die Gefahr des Augenblicks es verlangte.

Da plötzlich ließ Justus den Spaten fallen und stöhnte auf wie ein weidwundes Tier.

„Was ist dir?" fragte der Schulze.

Justus antwortete nicht. In seinen Augen stand großmächtig der Schreck, und seine Hände zitterten wie in einer unterirdischen Erregung.

„Mein Kind — meine Hanna!" brachte er endlich gepreßt und heiser hervor.

„Was denn, was ist denn mit der?" drängte der Schulze.

Justus stieß den Atem aus, schwer wie ein Läufer, wenn er schwach wird.

„Sie ist mit dem Schäfer unterwegs — gerade im Brackwald — gerade, wo jetzt die ersten Flammen ausbrechen!"

„Dann komm!" sagte der Schulze. „Dann müssen wir hin!" Und nahm den Spaten über die Schulter und rannte die prasselnde Feuerfront entlang.

Justus folgte schweigend.

Sie liefen durch das glimmende Unterholz und traten noch im Laufe die aufflackernden Flammen aus. Da sie den brennenden Wald nicht passieren konnten, mußten sie das Ende suchen, um danach im Bogen den Brackwald zu erreichen.

Die sie vorüberkommen sahen, glaubten, sie flüchteten vor dem Brande, und riefen ihnen nach: „He — ihr Feiglinge! Brennts euch die Finger ab!" Und als sie endlich, geschwärzt vom Feuer und erstickt fast von Qualm, das freie Feld gewannen, stellten einige sich ihnen in den Weg und schrien, selbst von Schreck und Wahnsinn ergriffen: „Keinen Schritt weiter! Hier wird jedermann gebraucht! Wenn ihr fliehen wollt, schlagen wir euch mit dem Spaten nieder!"

Unfähig ein Wort der Erklärung zu sagen, stöhnte Justus nur immer wieder: „Mein Kind — mein armes, Kind!". Und erst dem Schulzen gelang es, sie durch das Spalier der Wütenden zu schleusen und den Weg über die Wiese in den brennenden Brackwald freizumachen.

„Hanna — Hanna!" schrie der Großbauer und rannte mit wankenden Knien über das Feld. Der Schulze folgte mit langen, ängstlichen Sprüngen. Zu ihrer Linken, unhemmbar vorwärtsbrausend, fraß sich der Brand weiter. Eine wogende, undurchdringliche Wolke hüllte den sterbenden Wald in schwarze Leichentücher.

„Hier hinein!" befahl Heinrich, als sie den Rand des Brackwaldes vor sich sahen.

Willenlos gehorchte Justus.

Sie durchbrachen das Gehölz und warfen sich in die brennenden Aeste. Ringsum welkte das Holz unter der Umschlingung der purpurnen Fangarme. Keuchend krochen die beiden Männer in glühender Hitze vorwärts.

Da gellte ein Aufschrei durch das Donnern des Brandes.

Justus fuhr herum.

„Heinrich!" rief er. Und wilder: „Heinrich — Heinrich!"

Aber der Schulze, der eben hinter ihm gewesen war, antwortete nicht.

Justus ging den Weg zurück. Da sah er Heinrich am Boden liegen, zugedeckt von einem armdicken, lohenden Kiefernast.

Ohne sich zu bedenken, warf er das Scheit mit blanken Händen beiseite, löschte die Kleidung des Verletzten und lud ihn, der leicht und schmächtig war, auf die Schultern.

Weiter sprang er — weiter suchte er.

Verzweiflung durchrann ihn und die Gewißheit, in diesen Minuten das Fegefeuer erlebt zu haben. Was aber kam anderes nach dem Fegefeuer als das große Gericht? Und wie würde er bestehen, wenn er noch heute vor das Angesicht Gottes treten müßte?

Und während er so dachte, und nicht mehr fühlte, daß er, den Schulzen auf dem Rücken, durch Feuer ging, tat sich plötzlich vor ihm eine Lichtung auf.

Sah er denn recht? Narrte ihn etwa ein Traum? Hatte der Irrsinn ihn erfaßt?

Da lag, gerahmt von brennendem Hochwald und nicht breiter als fünfzig Schritte, unversehrt eine saftig grüne Wiese vor ihm. Und mitten im Gras des schmalen Runds hockte furchtlos und lachend sein Kind — Hanna — seine Tochter.

Der Schrei, der ihm in der Kehle saß, erstickte. Er schwankte dem Zauber entgegen, jeden Augenblick fürchtend, ihn in Luft vergehen zu sehen. Aber als er ihn erreicht hatte und den Körper des Schulzen von sich tat, streckte ihm das Kind sorglos die Arme entgegen und rief: „Vater — da bist du ja — guck doch — ein Rehkitz!"

Justus verstummte vor der Größe des Wunders, das ihm widerfuhr. Erst jetzt sah er, daß im Schoße Hannas angstvoll und mit großen erschrockenen Lichtern sich ein junges Kitzlein vor dem Feuer verborgen hatte. Und ohne zu wissen, was er tat und wie dies alles gekommen sein konnte, strich er mit seinen harten schwieligen Händen dem Kind und dem Kitz über die kleinen zarten Köpfe.

Lange verharrte er, ohne sich zu rühren. Dann faltete er die Hände und betete. Und wenn auch seine Lippen stumm blieben, dankten doch seine Augen dem Gotte, der die Unschuld, die im Kinde und in der Kreatur verkörpert war, vor dem satanischen Wüten des Brandes bewahrt hatte.

Indessen raste das Feuer weiter und ließ den Wald rund um die Wiese als einen Haufen schwarzer Stümpfe zurück. Als der Schulze wieder zu sich kam, und, wenn auch unter quälenden Schmerzen, sich aufrichtete, beteten sie gemeinschaftlich von neuem. Leidenschaftlicher aber als alle Worte und Gedanken waren die kindlichen Hände Hannas, die dem verängsteten Geschöpf aus der Nachbarschaft ihres Daseins schwesterlich liebkosend über das glänzende braune Fell strichen.

Seitab fand man den verkohlten Leichnam des Schäfers, der in einfältiger Liebe den Waldbrand entfacht hatte, um dem Kinde ein Schauspiel zu bieten.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 31 — 5. August 1934

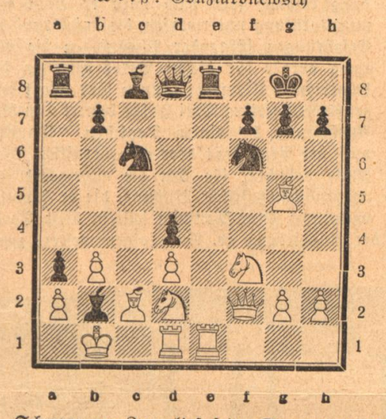
Der überzeugende Sieg Aljechins

in dem soeben beendeten Züricher Turnier hat erneut bewiesen, daß der geniale Franko-Russe seine Weltmeisterschaftskrone zu Recht trägt. Mit 13 Punkten aus 15 Partien ist er mit einem ganzen Zähler Vorsprung vor seinen nächsten Konkurrenten Euwe und Flohr durchs Ziel gegangen, aus den letzten 8 Partien hat er 8 Siege herausgeholt, eine wunderbare Kampfleistung bei der Riesenbesetzung des Turniers. Es war allerdings auch notwendig, da der noch nicht 26jährige Tschechoslowake Flohr mit einer unheimlichen Sicherheit spielend, zwei Drittel des Turniers geführt hatte und schon nach dem sicheren Ersten aussah.

Dieser Vorsprung konnte nur mit dem Einsatz aller Kräfte eingeholt werden. Dem Kämpfer Aljechin ist dies auch mit der oben schon erwähnten Rekordleistung gelungen und er hat damit einen weiteren prächtigen Sieg seinen Erfolgen in Bled und San Remo angereiht. Das Geheimnis der Aljechin'schen Erfolge liegt eben in seiner ungeheuren Vitalität, in seiner unerschöpflichen Kampfeskraft. Aljechin ist aber nicht nur ein erbitterter Turnierkämpe, sondern auch der größte Blindlingsspieler aller Zeiten. Anschließend bringen wir zwei Proben aus seinen Blindvorstellungen, die sein hohes Können auf diesem Gebiet deutlich zeigen.

I

Schwarz: Aljechin
Weiß: Gonziaronewsky

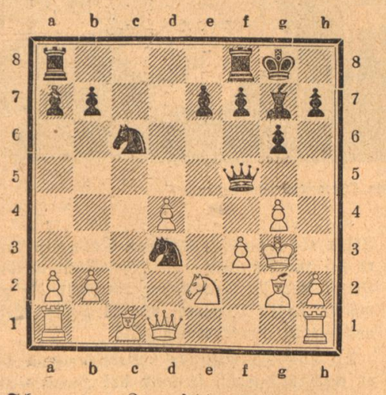


Schwarz am Zuge ließ seine Dame vier Mal ohne Deckung stehen.

1. . . . Sf6—d5!!
2. Te1:e8+ Dd8:e8
3. Sd2—e4 De8:e4
4. Lg5—d2 De4—e3!!
5. Td1—e1 Lc8—f5!!!
6. Te1:e3 d4:e3
7. Df2—f1 e3:d2
8. Lc2—d1 Sc6—b4

und Matt im nächsten Zug.

II



Schwarz am Zuge setzt mit seinen beiden Springern unter Aufopferung der Dame matt.

1. . . . Sc6:d4!
2. g4:f5 Sd4:f5+
3. Kg3—g4 h7—h5+
4. Kg4—h3 Sd3—f2 Matt

Zwei Prachtleistungen ohne Ansicht des Brettes!

Bogoljubow packt zu
Ungarische Partie

gespielt in der 14. Runde des Züricher Turniers.

Weiß: H. Groß **Schwarz:** Bogoljubow

1. e2—e4, e7—e5 2. Sg1—f3, Sb8—c6 3. Lf1—c4, Lf8—e7 (Mit diesem zurückhaltenden Läuferzug haben wir die selten gespielte „Ungarische Verteidigung", die durch ihren defensiven Aufbau eine scharfe Attacke des Weißen geradezu herausfordert, aber sehr viele versteckte Verteidigungsmöglichkeiten in sich birgt) 4. c2—c3, (Ueblich ist hier sofortiges d2—d4, der Textzug nimmt dem Damenspringer sein natürliches Entwicklungsfeld) 4. . . ., Sg8—f6, 5. d2—d4, Sf6:e4 6. d4:e5, 0—0 7. b2—b4? (Ueberscharf, Weiß will Dd5 spielen ohne dem schwarzen Springer die Möglichkeit zu geben nach c5 zu entschlüpfen, aber Schwarz pariert durch einen einfachen Königszug) 7. . . ., Kg8—h8!! 8. Dd1—d5, f7—f5! 9. Lc4—d3, d7—d6 (Sehr richtig, Schwarz beantwortet das frühzeitige Manövrieren des Weißen mit ruhigen Entwicklungszügen, deren versteckte Kraft den weißen Aufmarsch bald empfindlich stören werden)

10. Ld3:e4, f5:e4 11. Dd5:e4, Lc8—f5 12. De4—e3, d6:e5 (Diesem Bauer, dessen Wegnahme dem Weißen unüberwindliche Entwicklungsschwierigkeiten bereiten würde, ist noch eine große Rolle in diesem Kampf zugedacht) 13. 0—0, e5—e4 14. Sf3—e1 (Ein trauriger Rückzug, schon jetzt steht Schwarz weit überlegen) 14. . . ., Le7—f6! 15. a2—a3, a7—a5! 16. b4—b5? (Ein Fehler, wie Schwarz sofort nachweist, aber was soll man tun? Es ist eben alles schon schlecht, auch Lb2 oder Sc2 haben ihre Schattenseiten) 16. . . ., Sc6—d4! 17. a3—a4, Sd4—b3 18. Ta1—a3, Sb3:Lc1 19. De3:c1, Lf6—g5! 20. Dc1—b2, e4—e3 21. Sg1—f3, e3:f2+ 22. Kg1:f2, Lg5—e7! 23. Kf2—g1, Le7—c5+, 24. Sf3—d4, Lf5—d3 25. Tf1—d1, Dd8—f6! 26. h2—h3 (Jetzt wird Bogoljubow grob mit Grob!)

26. . . . Df6—f1+ (Ein Gewaltzug, der letzte Widerstand wird weggefegt) 27. Td1:f1, Tf8:f1+ 28. Kg1—h2, Tf1:b1 29. Db2—a2, Lc5—d6+ 30. g2—g3, Ld3—e4! 31. Sd4—f3, Ld6:a3 32. Da2:a3, Le4:f3 (Damit ist natürlich der Tag entschieden, es folgen noch einige Schattenzüge) 33. g4, Te8 34. Dc5, c6! 35. Df5, Tb2+ 36. Kg3, Ld5 37. Dd7, Tf8 38. c4, Tb3+! 39. Kh2, Lg2 Aufgegeben. Eine gesunde Kraftleistung des Tribergers, wie überhaupt Bogoljubow in diesem Turnier alles gekünstelte von sich geworfen hat und nur mit klaren, präzisen Zügen gearbeitet hat, worauf nicht zuletzt sein ehrenvoller 4. Platz, nur ½ Punkt hinter Euwe und Flohr, zurückzuführen ist.

Marie Dreßler

Eine Greisin erkämpft sich Weltruhm

Von Henry Stone (Hollywood).

Ruhm kommt zuweilen über Nacht. Als der erste Greta-Garbo-Sprechfilm erschien, sah die Welt gleichzeitig auf der Leinwand ein keifendes, brutal um sich schlagendes, häßliches, altes Weib, das verwüstete Antlitz einer leiderfahrenen Frau, die durch allen Schmutz der Gosse gegangen zu sein schien. Und seltsam, diese Darstellerin einer hartfäustigen Hafendirne überstrahlte ihre berühmte Partnerin, ihr rauhes Organ, die Ausbrüche ihrer Verzweiflung und verschämte Mütterlichkeit nahm alle Herzen gefangen. Mit einem Schlag war Marie Dreßler, eine bisher unbeachtete, ältliche Schauspielerin, zur berühmten amerikanischen Charakterdarstellerin aufgerückt, der man telegraphisch Riesengagen anbot und Starkontrakte ins Haus sandte. Einige spätere Filme haben ihre Volkstümlichkeit sosehr gesteigert, daß sie schließlich an der amerikanischen Filmbörse um viele Punkte höher als Greta Garbo notiert. Und die Frau, die vordem zuweilen nicht in der Lage war, die Miete für ein Zimmer in einem armseligen Boarding-House zu bezahlen, wurde in den letzten Jahren in einer Weise gefeiert und umworben, daß die jüngsten und schönsten Darstellerinnen vor Neid erblassen mußten.

*

Ueber ihr wahres Alter und ihren Lebensgang hat sich Marie Dreßler lange ausgeschwiegen. Erst allmählich erfuhr man, daß ihr wirklicher Name Leila Koerber lautete. Sie wurde in einem Dorf in Kanada geboren, ihr Vater war ein eingewanderter Deutscher, der sich als Musiklehrer durch das Leben schlug. Es duldete ihn nie lange an einem Orte, und Mariens Erinnerungen an ihre Kindertage bestanden in der Hauptsache aus einer endlosen Reihe von Uebersiedlungen von Stadt zu Stadt. Geldmangel war in der Familie Koerber eine ständige Erscheinung, doch die Mutter tat immer ihr Bestes, um das geringe, noch dazu sehr unregelmäßig einkommende Wirtschaftsgeld solange als möglich zu strecken.

Sobald Marie alt genug war, die häusliche Misere zu begreifen, versuchte sie, der Mutter zu helfen. „Ich glaube, daß der Ehrgeiz, es im Leben zu etwas zu bringen, an jenem Tage erwachte, an dem mir zu Bewußtsein kam, wie hart sich Mutter abquälen mußte, um uns durchzubringen", hat sie jüngst in einer Frauenzeitschrift erklärt.

Marie ist nie zur Schule gegangen, da ihre Familie niemals lang genug an einem Ort verblieben ist. Ihre Mutter war es, die ihr Rechnen, Lesen und Schreiben beibrachte. Mit dreizehn Jahren war sie schon so groß und stark, daß sie allgemein für ein erwachsenes, junges Mädchen gehalten wurde. Und schon sah sie sich heimlich nach einer Beschäftigung um. Da bot sich ihr die Stelle einer Statistin bei einer wandernden Theatergesellschaft. Sie gab sich kühn für achtzehnjährig aus und wurde angenommen. Damit begann ihre Theaterlaufbahn.

Anfangs als Mädchen für Alles, später als komische Soubrette, blieb sie lange Jahre hindurch bei dieser Truppe. Sie gönnte sich nichts, lebte in billigen, möblierten Zimmern, weil sie so viel als möglich den Eltern schicken wollte. Von Zeit zu Zeit verliebte sie sich heftig. Darüber erzählt sie: „Wenn ich auch wie eine vernünftige junge Person ausgesehen haben mag, im Herzen war ich lange Zeit ein romantischer Backfisch. Vor allem waren es die Liebhaber unserer Truppe, die mir die größten

Marie Dreßler

Herzschmerzen verursachten. Ich verschlang sie heimlich mit den Augen, wollte vor Ehrfurcht vergehen, wenn ich sah, wie sie mit den hübschen Naiven und Salondamen flirteten."

*

Endlich gelang es ihr nach Newyork zu kommen. Sie hatte das Glück, als komische Soubrette an das Weber and Field-Theater am Broadway zu kommen. Nach der ersten Vorstellung mietete sie sich zusammen mit einer Kollegin ein Zimmer in einem dem Theater direkt gegenüberliegenden Hause, um von ihrem Fenster aus ihren Namen in elektrischen Lichtern über dem Theatereingang erblicken zu können. Sie lebte äußerst sparsam, und als sie einige tausend Dollars beisammen hatte, beschloß sie, eine eigene Theatergesellschaft zu gründen. Sie brachte auch eine sogenannte Musical Comedy in London heraus, wurde aber inzwischen krank und verlor jeden Cent, den sie in das Unternehmen hineingesteckt hatte.

Es folgten Wanderjahre in den Vereinigten Staaten, sogar 1914 ein Filmversuch mit Mac Sennet. Bald darauf trat Amerika in den Weltkrieg ein, und Marie reiste wieder kreuz und quer durch ganz Amerika.

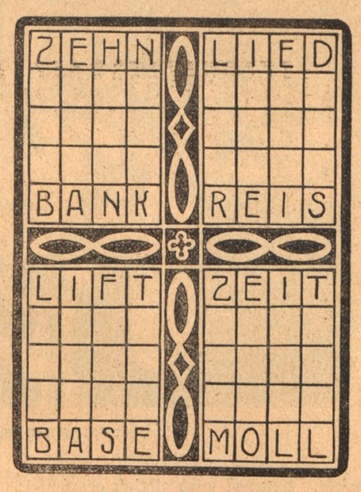
*

Dann kam Marie Dreßlers schwerste Zeit. Das Publikum verlangte ausschließlich Jugend auf der Bühne. Marie Dreßler, bereits in reiferen Jahren, wurde überall abgewiesen. Ein Jahrzehnt fast mußte sie feiern, darben, zahllose Demütigungen und bitteren Kummer erleben, trotzdem verlor sie nie den Mut, und wenn sie gefragt wurde, wie es ihr gehe, pflegte sie lächelnd zu sagen: „Oh, ich ruhe nur ein wenig aus!"

Inzwischen aber waren ihre Ersparnisse restlos aufgezehrt, so daß sie sich von ihrer treuen Bedienerin, bewegen ließ, nach Hollywood zu gehen. Dort machte sie die Runde von einer Filmgesellschaft zur andern — überall brüsk abgewiesen. Schließlich erhielt sie doch hie und da eine kleine Rolle, aber das Hungerleben ging weiter. Bis ihre große Stunde kam: durch Vermittlung einer befreundeten Reporterin erhielt sie die Rolle der alten Hafendirne Martha in „Anna Christie". Und wurde weltberühmt!

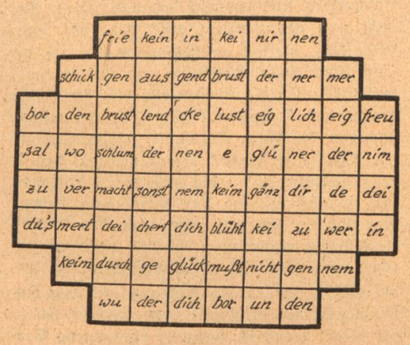
Rätsel-Ecke

Vier Rätsel in einem



Aus den vier oberen Wörtern sind über je drei Buchstabenbrücken die entsprechenden Schlußwörter zu bilden. Hierbei darf jeder Buchstabe nur einmal verändert werden.

Rösselsprung



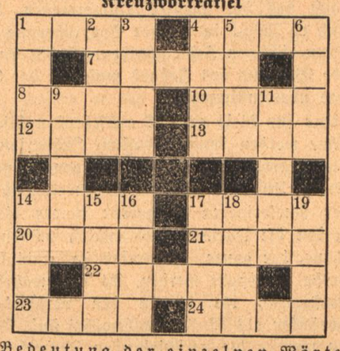
Auflösungen

Illustriertes Kreuz-Wort-Rätsel:
Waagerecht: Steuer, Oder, Dach, Eichel. — Senkrecht: Trave, Kuchen, Frosch, Wiege.

Ball-Rätsel:
1. Braut, 2. Beute, 3. Konus, 4. Tafel, 5. Linde, 6. Foehr, 7. Orion. — Rabensteinerin.

Kreuz-Wort-Rätsel:
a) 1 Bon, 4 Robbe, 8 Elan, 10 Floh, 11 Tabor, 13 Ute, 14 Gemme, 16 Magie, 18 Satin, 20 Aal, 21 Engel, 23 Auto, 24 Aera, 25 Slawe, 26 Rat; — b) 1 Beton, 2 Olaf, 3 Nab, 5 Blume, 6 Boie, 7 Ehe, 9 Nogat, 12 Regie, 15 Minna, 16 Malta, 17 Salat, 18 Saul, 19 Gera, 20 Aas, 22 Ger.

Kreuzworträtsel

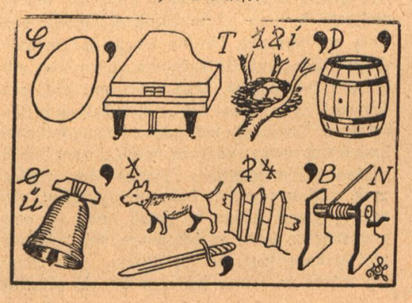


Bedeutung der einzelnen Wörter:

a) von links nach rechts: 1 Flüssigkeitsbehälter, 4 leichtes Obdach, 7 Farbstoff, 8 Fisch 10 Nebenfluß der Fulda, 12 Mediziner, 13 Naturerscheinung, 14 Staat in Südamerika, 17 biblische Gestalt, 20 Teil des Hauses, 21 Verpackungsgewicht, 22 Schulgerät, 23 deutscher Schriftsteller 24 Körperorgan;

b) von oben nach unten: 1 Blasinstrument, 2 Pelztier, 3 Ernährung, 4 Schmuck, 5 Schluß, 6 Brennmaterial, 9 Gestalt aus Shakespeares „Sturm", 11 Berg in den Berner Alpen, 14 Fußweg, 15 Buch der Bibel, 16 chemischer Grundstoff, 17 Hauch, 18 Sundainsel, 19 Kleidungsteil. 34458

Rhebus-Rätsel

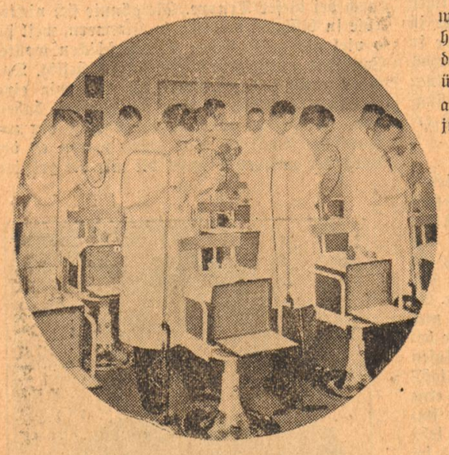


DIE ZAHNARZT-SCHULE

Besuch im Karlsruher Lehrinstitut für Dentisten

Das schlichte Schild, das der Vorübergehende an einem Gartenzaun in der Kriegsstraße liest, läßt ihn nicht auf die Vermutung kommen, wie groß und umfassend die Anstalt ist, die in den Räumen des ehemaligen Prinzeß-Wilhelm-Stiftes untergebracht ist. Wir kommen gerade in eine Pause. Eng drängen sich all die weißbekittelten jungen Herren und Damen auf den Gängen: viel Zeit haben sie nicht, denn die Vorlesungen beginnen gar pünktlich.

Wir gehen in einen Unterrichtsraum; da sitzt eine Gruppe beim Mikroskopieren. Jeder hat ein Mikroskop vor sich und ein Zeichenheft.



Arbeit am „Phantom"

Denn die Schüler müssen hier lernen, das im Mikroskop Gesehene gleich zu zeichnen. Es ist klar, daß dadurch die empfangenen Eindrücke wesentlich besser haften bleiben als beim bloßen Beschauen. Es ist nur erstaunlich, was für gut ausgeführte Zeichnungen wir oft schon in den Heften der Anfänger bewundern können. Im Hörsaal nebenan findet gerade eine Stunde in Anatomie des Kopfes statt. Eng ist alles um den Lehrer geschart, der an einem Leichenschädel gerade einige Muskeln und Nerven freilegt. Im Gegensatz zu den Hochschulen bekommt hier der Schüler nicht selbst irgendeinen Leichenteil zum Präparieren, um daran seine oft recht fragwürdige Kunst zu zeigen: Hier präpariert der Lehrer selbst und macht die Schüler auf alles Wissenswerte aufmerksam. Es scheint dies eine gute Schule zu sein, denn er bekommt fast auf alle seine Fragen von seinem Hörerkreis eine richtige Antwort.

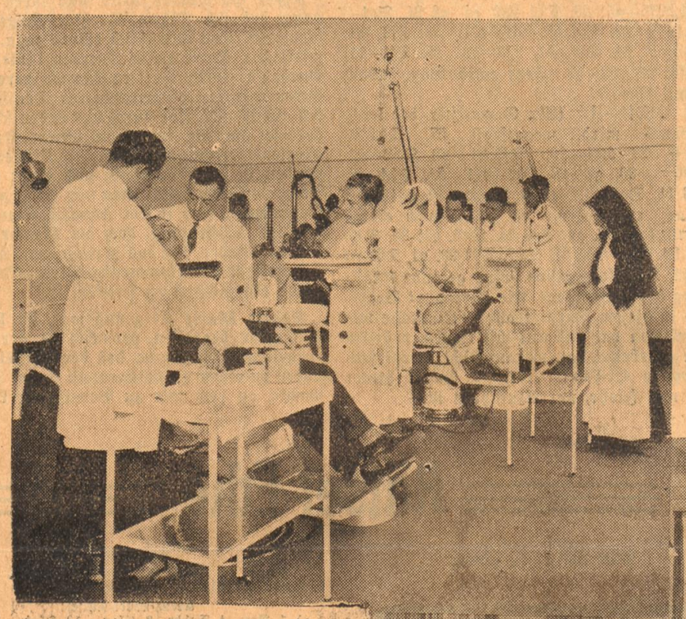
Baby hat gesunde Zähne!

Daneben wird auch allgemeine Anatomie gelehrt, denn ein Dentist muß natürlich über alle Erscheinungen des menschlichen Körpers Bescheid wissen. Auch der praktische Zug, der durch das ganze Institut geht, hat den Hauptwert gelegt auf die Fragen, die den künftigen Helfer für Zahnkranke in Sonderheit angehen. So ist es auch bei den übrigen Lehrfächern gehalten, bei Physiologie, Pathologie, Physik, Röntgenologie, Chemie und Arzneimittellehre. Nirgends wird der große Zusammenhang aus den Augen verloren, aber das Wichtigste ist die spezielle Vorbereitung auf den künftigen Beruf und seine Aufgaben.

Ein Hauptaugenmerk in der Dentistenschule wird auf eine ganz gründliche und gewissenhafte Technik gelegt. Es hat sich gezeigt, daß der technisch gut geschulte Schüler auch alle übrigen Wissensgebiete sich erfreulich leicht aneignet. Nun, die Technik können hier die jungen Leute in einer erstaunlichen Gründlichkeit lernen. Es geht an mit den einfachsten Aufgaben: Da müssen aus Gips zunächst einfache, großlinige Figuren geschnitzt werden. Kann das der Schüler einigermaßen, dann muß er Zähne in riesiger Vergrößerung nach einem richtigen Zahn schnitzen. Jeder Buckel, jede Wölbung des Zahnes muß mit der Vorlage übereinstimmen.

Und für diese grotesk aussehenden Riesenzähne werden dann Plomben, Zahnersatzteile usw. gearbeitet, die auch haargenau passen müssen. Und nun geht der Weg weiter zu immer schwierigeren Aufgaben: immer kleiner werden die Formate und endlich müssen die Zähne, der ganze Zahnersatz in natürlicher Größe hergestellt werden. Es sind wahrhafte Kunstwerke, die da in den verschiedenen Schränken als Muster aufbewahrt sind. Daneben werden die verschiedensten Techniken der Zahnbehandlung gelehrt, das Brennen von Porzellan, das Anfertigen von allen nur denkbaren Ersatzstücken. Ist dann der Schüler so weit fortgeschritten, daß ihn der Laie schon bald für einen gut ausgebildeten Dentisten halten möchte, dann darf er seine Kunst immer noch nicht am Menschen selbst zeigen. Die Zeiten, wo man die armen Patienten einer Zahnpoliklinik als bedauernswerte Opferlämmer ansehen mußte, gehören längst der Vergangenheit an! Wir kommen in einen Saal voll Zahnoperationsstühlen. Aber keine von Zahnweh gepeinigten Zeitgenossen sitzen auf ihnen; vielmehr sind an jedem Stuhl Phantome aus Holz angeschraubt, die die Form des menschlichen Ober- und Unterkiefers haben und mit Zähnen besetzt sind. Und zwar mit richtigen Zähnen! Denn es hat sich gezeigt, daß an diesen der junge Dentist am besten die wirkliche Behandlung lernt, weil er nach den verschiedenen Härtegraden der menschlichen Zähne sich richten muß. Man sammelt daher im Institut alle ausgezogenen Zähne sorgsamst, sucht sie auch von anderer Seite zu bekommen, um möglichst viel Uebungsmaterial zu haben. Der Dentist würde in seiner späteren Praxis glücklich sein, wenn er so gut an die Zähne seiner Patienten herankommen könnte, wie hier an diesen Phantomen. Aber auch hier wird schrittweise weitergegangen; hat der Schüler genügend Uebung bekommen, so wird dem Phantom eine Gummihaube überzogen, die nur eine kleine Oeffnung frei läßt, die dem menschlichen Mund entspricht. Also auch mit dieser Behinderung muß man lernen, fertig zu werden!

Und endlich nun darf der Schüler — natürlich immer unter Aufsicht seiner Lehrer — am menschlichen Patienten zeigen, daß er in dem langen Ausbildungsgang etwas gelernt hat. Ein kleinerer Saal enthält zwei Operationsstühle; in diesen werden die kleinen chirurgischen Operationen vorgenommen, wie Zahnziehen usw. Ein großer Saal, der der konservierenden Zahnbehandlung und dem Zahnersatz dient, weist 23 Stühle auf. Was für ein Leben herrscht hier! Alle Stühle sind besetzt. Ueberall wird eifrigst gearbeitet; der eine vorgeschrittenere Schüler darf schon selbst einen Kranken behandeln; um den anderen wiederum steht eine Gruppe herum, um den Vorführungen des Lehrers zuzusehen. Eine Schwester waltet still ihres Amtes. Man hat das Gefühl, daß hier in aller Stille gewissenhafte Arbeit geleistet und jeder Patient ganz einwandfrei und schonend behandelt wird. Wer sucht nun das Institut auf? Es sind ganz Mittellose, vielfach verschämte Arme, die sich sonst eine Zahnbehandlung nie und nimmer leisten könnten. Es werden also hier den Zahnärzten und Dentisten keine Patienten weggenommen, die ihnen Verdienst zubringen könnten. Muß noch eigens betont werden, daß in den Operationssälen die modernsten Apparate für Zahnbehandlung zur Verfügung stehen? Der Schüler soll mit allen, auch den kompliziertesten Einrichtungen sich voll vertraut machen; dann aber wird ein Hauptaugenmerk darauf gelegt, daß er alle Arbeiten mit dem Instrumentarium erledigen kann, das er sich in der Regel verschafft, wenn er eine eigene Praxis aufmacht.



Die Patienten werden im großen Operationsraum behandelt

Es heißt tüchtig arbeiten, in den zwei Semestern, die die jungen Leute am Lehrinstitut verbringen. Denn außer den schon genannten Lehrfächern müssen sie auch noch die wichtigsten Kenntnisse in Rechtskunde, Buchhaltung, Standesgeschichte und Berufsethik sich aneignen. Das ist nur möglich durch außergewöhnlich konzentrierte Arbeitsweise, die etwas Militärisches an sich hat. Genau ist der Tag mit seinen 9 Arbeitsstunden eingeteilt; auch die Abende müssen zu freiem Studium herangezogen werden; nur so ist es möglich, den riesigen Lehrstoff in verhältnismäßig kurzer Zeit zu bewältigen. Gebummelt und getrödelt darf hier nie werden. Und erfreulich wirkt die auffallende Sauberkeit, die in den Operationssälen wie in den Hörsälen herrscht; da blitzt und blinkt alles! Gewiß eine schätzenswerte Tugend für einen Zahnheilkundigen!

Wie ist nun aber der ganze Aufbau dieser Schule, der ganze Werdegang des jungen Dentisten? Direktor Emil Kimmich, auf dessen Initiative hin die Anstalt vor 15 Jahren gegründet wurde, gibt uns gerne Auskunft. Der Reichsverband Deutscher Dentisten, unter derzeitiger Führung von Reichsführer Schaeffer, hat schon von seiner Gründung im Jahre 1880 an sein Hauptaugenmerk auf die Berufsausbildung gelegt. Mit der Gründung des ersten Lehrinstituts in Berlin im Jahre 1900 begann aber eigentlich erst seine verdienstvolle Tätigkeit. Heute ist es nun so, daß der junge Mann zu einem Dentisten in die technische Ausbildung kommt; sehr bald wird er einer Eignungsprüfung unterworfen, die auf Grund der Erfahrungen führender Physiologen die Eignung gerade für diesen Beruf beweisen soll. Ungeeignete Elemente können hier sofort ausgeschieden werden. Drei Jahre dauert nun diese Ausbildung bei einem Dentisten. Daneben muß der Praktikant aber eine berufliche Fachschule besuchen, die ihm die allgemeine und naturwissenschaftliche Bildung, die er benötigt, vermittelt. Eine Prüfung schließt diese Epoche der Ausbildung ab. Nun folgen weitere zwei Jahre als technischer Assistent. Dann erst kann er sich zur Aufnahme im Lehrinstitut melden. Hier dauert die Ausbildung ein Jahr, die nur von 14 Tagen Sommer- und 14 Tagen Weihnachtsferien unterbrochen wird.

Die staatliche Prüfung schließt diese ab. Hat er diese bestanden, so muß der „staatlich geprüfte Dentist" noch ein Jahr als Assistent sich der behandelnden Tätigkeit widmen, und nun kann er — also nach einer im ganzen 7jährigen Ausbildung! — daran gehen, sich selbständig zu machen. Es ist wirklich eine Freude zu sehen, wie hier ein Berufsstand selbst die ganze gründliche Ausbildung des Nachwuchses in die Hand genommen hat. Es nimmt nicht wunder, wenn diese schon ihre guten Früchte getragen hat. Immer mehr nimmt der Andrang zu den Lehrinstituten zu; so waren es in Karlsruhe 26 Schüler, als das Institut gegründet wurde, und heute sind es 110! Und erfreulich ist auch, — das soll nicht verschwiegen werden, — daß hier im Dienste an der Volksgesundheit durch die gründliche Ausbildung des Nachwuchses Höchstleistungen erzielt werden, die den Staat nicht einen Pfennig kosten, da alle diese Institute vom Reichsverband Deutscher Dentisten aus eigenen Mitteln unterhalten werden.

Die Todeskarawane

Von Sven Hedin

Eine Reise um die Welt, um die östliche Halbkugel der Erde, 70 000 Kilometer „fort über das Meer, hin über die Erde in stürmender Fahrt" schildert Sven Hedin für die Jugend in seinem klassischen Entdeckerbuch „Von Pol zu Pol" (Rund um Asien). Aus der neuen Bearbeitung dieses Werkes, das wohl das gelesenste völkerkundliche und länderkundliche Jugendbuch der Welt ist, drucken wir ein Kapitel mit einigen Kürzungen ab. (Brockhaus, Leipzig.)

Im westlichen Teil der Wüste Takla-makan hatte ich das furchtbarste Erlebnis während meiner 14 Wanderjahre in Asien. Es war im April des Jahres 1895, als ich von dem Dorfe Merket am Jarkent-darja durch die Wüste nach Osten ziehen wollte, 300 Kilometer weit bis zum Fluß Chotan-darja. Ich hatte einen erfahrenen Führer, vier Diener und acht Kamele bei mir und Nahrungsmittel für zwei Monate; denn anschließend wollte ich Tibet durchreisen. Der eine meiner Begleiter war der treue Islam Bai; ein anderer hieß Kasim.

Im Anfang war alles gut gegangen. Am 23. April verließen wir die letzte Bucht eines Sees, wo ich befohlen hatte, Wasservorrat für zehn Tage einzufüllen.

Am Morgen des 25. April machte ich die unheimliche Entdeckung, daß der gewissenlose Führer entgegen meinem Befehl nur für zwei Tage Wasser mitgenommen hatte, in der Hoffnung, daß wir in höchstens zwei bis drei Tagen irgendwo Wasser graben könnten. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Unser geringer Wasservorrat war noch dazu auf unerklärliche Weise zusammengeschrumpft: am 30. April hatten wir nur noch ein Drittel Liter Wasser. Da überraschte Islam Bai meinen Führer mit der Kanne am Munde! Meine Leute hätten ihn getötet, wäre ich nicht dazwischen getreten! Als dann am Abend der letzte Rest verteilt werden sollte, hatten Kasim und ein anderer, halbtot vor Durst, ihn schon geleert! Am 1. Mai hatten wir nur noch ranzig gewordenes Pflanzenöl, das für die Kamele bestimmt war. Mich quälte der Durst entsetzlich, hatte ich schon am Tage vorher nicht einen Tropfen getrunken. Ich trank von dem chinesischen Branntwein, den wir als Brennstoff für den Kochapparat brauchen wollten, ungefähr ein Wasserglas voll, warf aber dann die Flasche fort und ließ ihren tückischen Inhalt in den Sand rinnen.

Das gefährliche Getränk hatte meine Kräfte gebrochen. Als die Karawane sich zwischen den Dünen weiterschleppte, konnte ich sie nicht mehr begleiten. Langsam folgte ich der Spur der anderen und erreichte endlich einen Dünenkamm, von dem aus ich die Karawane wiedersah. Die Kamele hatten sich niedergelegt; Kasim saß am Boden, die Hände vor dem Gesicht und phantasierte schon; er weinte und lachte in einem Atem; ein anderer, Muhamed Schah, flehte kniend Allah um Hilfe an. Da wir nichts Trinkbares sonst hatten, schlachteten wir einen Hahn und tranken sein Blut. Dann kam das Schaf an die Reihe, das wir mitgenommen hatten. Aber sein Blut war dick und roch so widerwärtig, daß nicht einmal der Hund es haben wollte. Der Führer verlor den Verstand: er stopfte sich Sand in den Mund, und behauptete, es sei Wasser. Ihn und Muhamed Schah behielt die Wüste für immer.

Am Abend konnte auch Islam Bai nicht weiter. Kasim allein begleitete mich auf der Suche nach Wasser. Er nahm Spaten, Eimer und den Fettschwanz des Schafes mit. Ich hatte nur meine Uhr, den Kompaß, ein Taschenmesser, einen Bleistift, ein Stück Papier, zwei kleine Blechdosen mit Hummer und Schokolade, eine Zündholzschachtel und zehn Zigaretten bei mir. Essen konnten wir nichts.

Es war Mitternacht. Wir hatten mitten auf dem Wüstenmeer Schiffbruch gelitten und verließen jetzt unser wrackes Schiff, um irgendeine Küste zu erreichen. Eine Laterne stand brennend neben Isla Bai, als wir, Kasim und ich, uns entfernten; ihr Schein verschwand bald hinter den Dünen.

Wir waren so leicht wie möglich gekleidet; Kasim trug nur ein Wams, weite Hosen und Stiefel; die Mütze hatte er vergessen. Er erbat sich von mir ein Taschentuch, das er sich um den Kopf band. Ich trug eine weiße Russenmütze, wollenes Unterzeug, einen weißen Anzug aus dünnem Baumwollstoff und steife schwedische Stiefel. Ich hatte mich in unserm Todeslager umgezogen, um mich fein sauber zum Sterben hinlegen zu können.

Mit der Entschlossenheit der Verzweiflung wollten wir vorwärts, waren jedoch nach zwei Stunden schon so schläfrig, daß wir eine Weile ruhen mußten. Aber die Nachtkälte jagte uns bereits um 4 Uhr wieder auf, und wir schleppten uns weiter. Der Tag wurde glühend heiß, und um 12 Uhr waren wir völlig erschöpft vor Müdigkeit. Aus einem nach Norden gerichteten Sandabhang grub Kasim nachtkalten Sand aus. Wir bohrten uns völlig nackt darin ein, so daß nur der Kopf herausguckte. Um uns vor einem Sonnenstich zu schützen, hängten wir unsere Sachen über dem Spaten auf, daß sie uns beschatteten. Erst um 6 Uhr rührten wir uns wieder und marschierten nun doch noch sieben Stunden! Aber immer öfter mußten wir uns ausruhen, und um 1 Uhr schlummerten wir auf einer Düne ein. Wir lagen drei Stunden, dann ging es wieder ostwärts weiter. Den Kompaß hatte ich stets in der Hand. Ein neuer Tag, der 3. Mai, brach an. Da blieb Kasim plötzlich stehen und wies, ohne ein Wort zu sagen, nach Osten. In der Ferne zeigte sich ein kleiner dunkler Punkt, eine grüne Tamariske! Der Strauch konnte im Wüstenmeer nicht leben, wenn nicht seine Wurzeln in Grundwasser hinabreichten. Wir schleppten uns zu ihm hin, dankten Gott und kauten wie Tiere die saftigen schuppenähnlichen Blätter der Tamariske. Eine Weile ruhten wir in ihrem spärlichen Schatten aus; dann ging es weiter, bis wir um halb 10 Uhr fast ohnmächtig neben einem zweiten Strauch niedersanken.

Wieder gruben wir uns in den Sand ein; wir ruhten, ohne ein Wort miteinander zu reden, volle neun Stunden. In der Dämmerung keuchten wir mit schwankenden Schritten weiter. Nach dreistündiger Wanderung blieb Kasim wieder ganz unvermittelt stehen. Etwas Dunkles stand zwischen den Dünen: drei hohe Pappeln mit prächtigem Laubwerk. Wir hofften und — wurden enttäuscht: die saftigen Blätter waren zum Essen zu bitter! Da rieben wir uns die Haut damit ein, bis sie feucht wurde.

Hier wollten wir einen Brunnen graben; jedoch der Spaten entfiel unsern kraftlosen Händen! Wir warfen uns auf den Boden und kratzten die Erde mit den Nägeln fort; aber lange hielten wir das nicht aus. Nun sammelten wir trockene Zweige und zündeten ein großes, loderndes Feuer an, das Islam die Richtung des Weges zu uns anzeigen und im Osten Aufmerksamkeit erregen sollte, wo am Ufer des Chotan-darja entlang eine Karawanenstraße führt.

Am 4. Mai morgens 4 Uhr brachen wir wieder auf. Aber nach fünf Stunden waren wir völlig erschöpft. Kasim war nicht mehr imstande, eine Grube zu graben. Ich bohrte mich deshalb selbst in den kühlenden Dünensand ein und lag hier 10 Stunden, ohne ein Auge zu schließen.

Wie unerträglich langsam schreitet an solch einem Tag die Sonne am Himmel hin! Als schließlich die Abendschatten sich über die Erde dehnten und ich zum Aufbruch mahnte, flüsterte mir Kasim zu, er könne nicht mehr mit. Ich war so stumpf, daß ich nicht einmal daran dachte, ihm Lebewohl zu sagen, als ich allein durch Dunkelheit und Sand meinen Weg fortsetzte. Gleich nach Mitternacht fiel ich neben einer Tamariske nieder. Die Sterne funkelten wiegewöhnlich; kein Laut war hörbar; nur das Klopfen meines Herzens und das Ticken meiner Uhr unterbrach das entsetzliche Schweigen. Da raschelte etwas im Sande.

„Bist du es, Kasim?"

„Ja, Herr", flüsterte er.

„Laß uns noch eine Strecke gehen", sagte ich, und er folgte mir gehorsam auf zitternden Beinen.

Seit unser Körper so trocken geworden war wie Pergament, hatten wir das Durstgefühl fast verloren. Aber unsere Kräfte waren zu Ende: wir krochen streckenweise auf allen vieren und waren fast betäubt und so gleichgültig wie Nachtwandler. Nach einiger Zeit erwachten wir wieder zum vollen Bewußtsein: wir standen vor einer Menschenspur! Hirten am Fluß mußten unser Feuer gesehen haben und herbeigekommen sein. Wir folgten den Fußstapfen auf einen hohen Dünenkamm hinauf, wo der Sand fester war und sie deutlicher erkennen ließ. Und — wir erkannten sie! „Es sind unsere eigenen Spuren", flüsterte Kasim mit sterbender Stimme. Wir waren im Kreis herumgegangen! Aufs tiefste niedergeschlagen und zu Tode erschöpft sanken wir nieder.

So brach der 5. Mai an. Als die Sonne aufging, zeigte sich am östlichen Horizont eine dunkle Linie. Das muß der Uferwald des Chotan-darja sein! Ein letzte Anstrengung noch, ihn zu erreichen, ehe Erschöpfung und Durst uns töteten! In einer Bodensenkung wuchsen zahlreiche Pappeln.

„Hier wollen wir bleiben, der Wald ist noch so weit!" Aber zum Graben hatten wir keine Kraft mehr. Kriechend setzten wir unsern Weg fort.

Endlich waren wir da. Mir war so wirr im Kopf wie nach einem schrecklichen Traum, nach quälendem Alpdrücken. Grün und üppig stand der Wald vor uns; Gras und Kräuter wuchsen zwischen seinen Bäumen. Zahlreiche Spuren wilder Tiere, Tiger, Wölfe, Füchse, Hirsche, Antilopen, Gazellen und Hasen, zeigten sich. Die Vögel sangen ihr Morgenlied, und das Gesumme der Insekten erfüllte die Luft. Fröhliches Leben ringsum.

Weit konnte es also bis zum Fluß nicht mehr sein, aber undurchdringliches Dornendickicht und vom Wind gebrochene Stämme verlegten uns den Weg quer durch den Wald.

Von Baumstamm zu Baumstamm schleppte ich mich durch das Dickicht hindurch, und an den Dornen zerrissen Kleider und Hände. Es dämmerte und wurde dunkel, und ich fühlte, wie mich der Schlaf überwältigen wollte. Gewann er die Macht über mich, so erwachte ich nie wieder.

Da nahm der Wald auf einmal ein Ende: das Bett des Chotan-darja lag vor mir. Aber — sein Boden war trocken, genau so trocken wie der Sand der Wüste! Erst spät im Sommer, wenn der Schnee im südlichen Gebirge geschmolzen ist, führt der Fluß Wasser. Sollte ich hier am Ufer sterben? Ehe ich alles verloren gab, wollte ich noch versuchen, das Bett zu durchqueren. Es war hier 2 Kilometer breit, eine ungeheure Strecke! Ich stützte mich auf den Spatenstil und schwankte langsam vorwärts. Ich kroch ganze Strecken, mußte mich wieder und wieder ausruhen und dann mit aller Willenskraft gegen die Schlaflust ankämpfen.

Die Sichel des Mondes warf ein bleiches Licht über das ausgetrocknete Flußbett.

Wieder mußte ich ruhen. Ich horchte in die feierlich stille Nacht hinein, in der ich mich Gott und der Ewigkeit näher fühlte als je zuvor in meinem Leben. Sollte ich mitten in der mächtigen Rinne des Flusses vor Durst umkommen? Sollten die schäumenden Wassermassen der Sommerflut meine vertrocknete Leiche wegspülen? Unmöglich! Noch einmal vorwärts! Kaum war ich ein paar Schritte gegangen, als ich wie angewurzelt stehen blieb: mit sausendem Flügelschlag erhob sich eine wilde Ente; Wasser plätscherte; ich stand am Rand eines Tümpels mit frischem, kaltem herrlichem Wasser! Erschüttert sank ich auf die Knie und dankte Gott für meine wunderbare Rettung. Dann zog ich die Uhr heraus, fühlte meinen schwachen Puls, der nur noch 40 Schläge tat, und trank und trank — ganz langsam erst, dann immer schneller, bis endlich mein Durst vorläufig gestillt war. Ich setzte mich nieder und spürte, wie mir das Leben schnell zurückkehrte. Nach einigen Minuten war die Zahl der Pulsschläge auf sechsundfünfzig gestiegen. Die eben noch vertrockneten, holzharten Hände wurden wieder weicher, das Blut floß leichter in den Adern, die Stirn wurde feucht; das Leben erschien mir schöner und herrlicher als je zuvor!

Nun aber zurück zu dem sterbenden Kasim! Ihm tat schnellste Hilfe not! Ich füllte meine wasserdichten Stiefel bis an den Rand, hängte sie mit den Henkeln an beiden Enden des Spatenstieles auf und kehrte leichten Schrittes zum Walde zurück.

Zwei Schmuggler-Geschichten

Von Hermann Eris Busse

I.

Die Hutstumpen

Alle Jahre an Pfingsten zog der Gesangverein „Lied-Heil!", dem Knitzingens beste Bürger tätig oder untätig angehörten, hinüber in die Schweiz an den Vierwaldstättersee, allwo sie in einem Städtchen, genau so groß und männerbieder wie Knitzingen, zu Gast erschienen. Darnach wechselten meistens im Juni auf einen Sonntag die Schweizer nach Knitzingen herüber, trugen ihre schmucken Käppis recht verwegen auf dem Kopfe, so daß es den Weibern ordentlich schwer fiel, von Vergleichen zu Ungunsten der Ihrigen abzusehen.

Mit sangesfreudigen Kehlen also zogen, als der Pfingstmontag herangekommen war mit Sonnenschein und Blütenschnee, Knitzingens wunderbare Männer, die tätigen und die untätigen der Gemeinschaft, ins Ausland. Fröhlich und feucht ging es her den ganzen Tag. Man vergaß Steuertermine und Frau und Kind daheim, ja manch einer vergaß sogar, als der Abschied von den Gastfreunden genommen wurde, daß er Treue geschworen einem geliebten Weib und kniff ein lustiges Schweizer Maidli in den festen Arm, wenn nicht gar Lichtscheueres geschah.

Bei den meisten Mannen aber, vorab denen gesetzten Alters, ging es darum, möglichst schlau Stumpen zu schmuggeln; denn darauf waren alle versessen wie der Zigeuner auf die Geige. Nun gut, dieser geriebene Sepp Entenhart und ein paar andere Knitzinger Gutedel machten unter sich aus, einfach die Stumpen unterm Hut hinüberzutragen, auf Höflichkeitsformeln käm's bei einer so heiteren Sängerschar sowieso nicht mehr an, das fröhliche Gesicht genügte, und bei Vereinen drückten die Zöllner ja auch vielleicht mal ein Auge zu.

Gesagt, getan.

Alsbald, nachdem der Einkauf getätigt war, befanden sich die Stumpenpäckchen, verstohlen hineingeschmuggelt, unter den grobköpfigen schwarzen Hüten wohlverwahrt. Man lupfte noch einen Schoppen und noch einen. Terlaner und Neuchâteler gab es ohnedies daheim ein Jahr lang nimmer, und was tat's? Bis man heim kam in ein paar Stunden war der Boden, jetzt ein wenig elastisch bucklig unter den Füßen, aus Gummi sozusagen, wieder fester und starr. Also trink, o Auge, was die Wimper hält — — jubelte Entenhart oft und oft.

Man kam an den Zoll. Es gab ein Gedränge, Gelächter, Gejodle. Die Hüte blieben, wo sie hingehörten. Es schien alles gut zu gehen. Da mußte plötzlich dem Entenhart, der immer, wenn er zu tief ins Glas geguckt, ein ritterlicher Frauenlob wurde, ein nettes, junges Mädchen über den Weg laufen und — — juhu, grüß Gott, mein Schatz, da schwenkte er den Hut. Die beiden Grünen sahen natürlich sofort die Stumpenpäckchen auf den Boden tanzen und boten humorlos genug, dem Ganzen halt.

Alle Hüte mußten gelupft werden, und das war die höflichste aber auch die teuerste Sängerfahrt, die sie je gemacht. Sie sollen ziemlich degenmäßig heimgekommen sein. Seither heißen die Knitzinger in den Nachbarorten die Hutstumpen. Und es geht an alle unhöflichen Buben die Frage: He, hast Stumpen unterm Hut?

II.

Zwei — Eins — Fünf

Der Sepp Entenhart von Knitzingen besuchte einmal seinen Schwager Adam Würstlin, der an der Schweizer Grenze ein Rebgütlein besaß, und sie gingen des öfteren hinüber, um Stumpen zu kaufen. Beide waren unheilbare Raucher. Den Sepp wurmte es, daß die Zollbeamten fast versessen darauf aus waren, Schmuggler zu ertappen und ewig auf Ehr und Gewissen zu fragen: „Habet Sie nix zu verzolle?" Ein gottsiges Päckchen Stumpen durfte man mitnehmen.

Entenhart besann sich, ohne dem Schwager etwas davon zu verraten, beinahe Tag und Nacht auf eine Art, die — wie er glaubte — hochmütigen Zöllner hereinzulegen. Und geradezu von selber fügte es sich schließlich, daß er den Triumph erlebte.

Ach was, es wird den Kopf nicht kosten, dachte er eines Tages und kaufte zwei Päckchen Stumpen, ein weißes und rosarotes, vielleicht fragt einmal keiner.

Der Grüne aber fragte brav. Da wies Entenhart, das Grinsen auf den Stockzähnen des Schwagers wohl bemerkend, so treuherzig als nur möglich auf jedem Handteller je ein Päckchen vor.

„Ja, das geht aber nicht, nur eins, guter Mann, nur eins ist erlaubt, sagte der Grüne wohlwollend."

„Jo", meinte Entenhart eingeschüchtert und mit wehmütigem Seufzer sich am Hinterkopf kratzend, „dann trag i halt in Gottsname 's ander Päckli wieder z'ruck, 's isch zum Glück nit wit."

„He", wandte er sich an seinen Schwager, „in welchem ist jetzt die bessere Marke, im weißen oder im roten Päckchen?"

„Trags 's weiße zurück", sagte Adam Würstlin etwas unwirsch, „ich wart derweil beim Stubenwirt, aber mach hurtig."

Der Grenzer meinte, sich geradezu entschuldigend: „Gegen die Vorschriften ist halt kein Kraut gewachsen."

Eben vielleicht doch einmal, dachte der Knitzinger ganz, ganz verschmitzt, obschon Gedanken ja nach dem bekannten Lied zollfrei sein sollen.

Es ging eine kleine Weile, da schob sich Sepp Entenhart wieder durch den Zoll, blinzelte dem Grünen zu, indem er sich den Schnurrbart wischte.

„Ich hab noch einen pfetzt", sagte er bieder. Das rote Stumpenpäckchen schaute wie eine Nebensache aus der schwieligen Faust. „So was herbes, gutes an Rotwein hat man im Badischen kaum, als wie ihn der Läublewirt ausschenkt. Ja, nun, zum Trinken ist er da."

Er ließ den lachenden Grünen aus dem roten Päckchen einen Stumpen ziehen, steckte sich selber einen umständlich unter die Nase und ging gemächlich durch die Schranke. Adam Würstlin wartete schon ungeduldig.

Entenhart grinste breit. Warum der so grinst, dachte Würstlin argwöhnisch. Nach einer Weile stummen Gehens raunte Entenhart glücksend vor Wonne: „Mei du, jetzt hani fünf!"

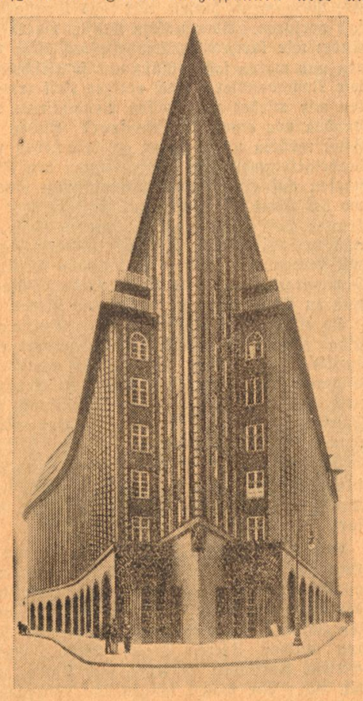
Eine Hand mit gespreizten Fingern streckte er in die Höhe: „Gelt aber, das gibt ein Rätsel: aus zwei wird eins, aus eins wird fünf. Dem Grenzer gönn ich's. Wenn er einmal nicht fragt, schießt Kraut über die Grenze."

„Ihr Knitzinger", sagte Würstlin bewundernd, „ihr Knitzinger seid Spitzbuben, ihr halbiert auch eines Tages den Teufel selber über den Löffel."

Der deutsche WELTHAFEN

Hoch oben auf einer Anhöhe am Hamburger Hafen steht monumental der eiserne Kanzler, steht Bismarck, den Blick zur Mündung der Elbe in die Nordsee gerichtet. Er bewacht Deutschlands Tor zur Welt.

Das Schicksal Hamburgs ist geknüpft an das Meer, ist geknüpft an seine jahrhundertalte Aufgabe die Fäden auszuspannen über alle



Das Chilehaus

Kontinente zum Nutzen der deutschen Volkswirtschaft. In den Straßen Hamburgs hört man die Sprachen aller Völker der Erde. Die starke Konsumkraft des deutschen Volkes sowie seine hoch entwickelte Industrie zieht wie ein Riesenmagnet in Hamburg alle Güter der Welt zusammen und versorgt gleichzeitig von hier aus jedes Land der Erde mit Erzeugnissen deutschen Industrie- und Handwerkerfleißes.

So steht Hamburg in enger Wechselbeziehung mit dem Ausland. Sein Auge ist immer auf fremde Länder gerichtet und man könnte daher annehmen, daß hierdurch in Hamburg eine kosmopolitische Atmosphäre geschaffen würde, wie sie manchem internationalen Ort eigen ist. So ist es aber keineswegs. Der Hamburger Kaufmann begegnet in der ganzen Welt manchen, von denen der eine mehr und der andere weniger die Wesensart und den Charakter seines Heimatlandes vertritt. Bei diesen Begegnungen hat er erkannt, daß in der Fremde eine tiefe Verbundenheit zur Heimat die Kraft gibt, sich durchzusetzen und sich ein Ansehen zu verschaffen. Der Hamburger weiß, daß sein eigenes Wesen, daß seine Heimat und ihre Vergangenheit die Quelle seiner Kraft ist und stellt daher dem Heimatstolz des Engländers oder des Spaniers sein niederdeutsches Wesen entgegen. So ist Hamburg trotz des internationalen Lebens eine typisch norddeutsche Stadt, was sich schon aus der Bauweise und den Lebensgewohnheiten ihrer Bewohner bemerkbar macht.

Die Hamburger Bauten sind zum größten Teil typisch niederdeutsch, selbst an den großen Kontorhäusern erkennt man, daß sie aus der Landschaft heraus entstanden sind. Die Lebensweise des Hamburgers hat sich wohl äußerlich in den letzten Jahrzehnten stark verändert, ohne jedoch seine innere Einstellung zu den Dingen wesentlich zu wandeln. Weite Kreise Hamburgs sprechen noch die alte niederdeutsche Sprache, das Plattdeutsch. In den alten

Ueberseedampfer im Hafen

Wein- und Bierstuben am Hafen wird immer noch genau wie früher das Seemannsgarn von nicht nur alten Kapitänen, sondern auch von jungen Seeleuten gesponnen.

Den Rhythmus Hamburgs fühlt man am intensivsten im Hafen, der sich in einer Länge von 15 Kilometern und einer Breite von 3 Kilometern an den beiden Ufern der Norderelbe hinzieht. Dieses große Gelände gibt ein eindrucksvolles Bild der Arbeit, das jedoch zu gleicher Zeit ein Bild von herber Schönheit ist. Man sieht Barkassen, Jollen, Fährdampfer und Schuten, ein Gewimmel von Hunderten von Fahrzeugen. Zwischen diesen kleinen Schiffen ziehen die großen Ozeandampfer ihren Weg. An kilometerlangen Kais werden die Güter umgeschlagen, rastlos wird in den Docks und in den Fabriken, die im Hafen liegen, gearbeitet. Der Hafen zeigt keinen Augenblick lang ein gleiches Bild; immer sieht man andere Schiffe, immer anderes Leben und Treiben.

Der Hamburger Heimatdichter Gorch Fock hat versucht, dieses Leben im Hamburger Hafen in Worte zu kleiden:

„Etwas Unfaßbares, Unergründliches, Unbeschreibliches ist der Hafen von Hamburg, dieser große Weltmagnet. Er ist es so sehr, daß er bisher weder seinen Dichter, noch seinen Maler gefunden hat. Vielen Geistern ist seine Gigantik und seine Gewalt, sein Ernst und seine Arbeit aufgegangen, zu gestalten hat dies aber noch niemand vermocht."

Nördlich des Hafens bis zur Alster zieht sich das Geschäftsviertel Hamburgs. In hohen Kontorhäusern arbeiten Tausende von Menschen von morgens bis abends, fertigen Schiffspapiere aus, korrespondieren mit Sidney, Timbuktu, Rio de Janeiro, Soerabaya und Kanton. Waren werden von hier aus nach und von allen Ländern der Erde dirigiert. Passagen für alle Hafenplätze gebucht. Es ist der gleiche Geist wie im Hamburger Hafen. Eeine ruhige Sicherheit, deren Träger von Fremden oft als ernster und verschlossener Charakter gewertet wird.

Ungefähr 18 000 Firmen sind in Hamburg am Uebersee- und Großhandel beteiligt. Es sind Ein- und Ausfuhrfirmen, Export- und Platzvertreter, Makler, Spediteure, Versicherungsgesellschaften usw. Hinzu kommen 21 500 Einzelhandelsbetriebe, die einige besondere charakteristische Züge, wie z. B. die Tendenz zur Spezialisierung im Hinblick auf die Bedürfnisse einer Hafenstadt aufweisen. Hamburg als Industriestadt ist wenig bekannt und doch besitzt es 12 200 Betriebe und rangiert als Industriestadt mit ca. 200 000 Industriearbeitern unmittelbar hinter der Reichshauptstadt. Die Werften sind die bekanntesten und wichtigsten Betriebe des Hafens. Neben diesen entstand eine große Industrie aus der Ueberlegung heraus, daß die ausländischen Rohstoffe sofort in Hamburg verarbeitet um dann dem Binnenland zugeführt oder auch wieder ausgeführt zu werden.

Neben der großen Arbeitsstätte des Hafens und der City wird das Stadtbild Hamburgs am charakteristischsten geprägt durch die Alster, deren weite Flächen unmittelbar aus der Geschäftsstadt hinüberführen in stille, ruhige Wohngebiete. Die Außenalster macht den Eindruck eines typisch holsteinischen Sees und ist der schönste Schmuck der Hafenstadt.

Hamburg macht auf jeden Besucher den Eindruck, daß es eine Stadt ist, wie man sie ähnlich auf der ganzen Welt, geschweige denn in unserem Vaterland, nicht hat. Von manchem Stadtteil hört man sagen: Hier erinnert Hamburg an Zürich, bei einem anderen an Amsterdam, bei einem dritten an London; alles zusammen ergibt Deutschlands größte Hafenstadt: Hamburg.

Paul Broszio.

Hafenbild der Innenstadt

Am Steuer im Sturm